

Architektur in Verbindung - Gedanken über unser Verhältnis zur Welt

In heutiger Zeit, in der sich Krisen überlagern – ökologisch, sozial, wirtschaftlich – ist es unausweichlich, sich zu fragen, wie wir leben wollen. Und vor allem: wie wir bauen wollen. Architektur hat eine enorme Verantwortung, weil sie nicht nur Räume schafft, sondern auch Bilder davon, wie Gesellschaft organisiert ist. Wer sie einschließt, wer draußen bleibt, woraus etwas gebaut wird, für wen – all das ist nie neutral. Wenn wir uns also mit Zukunft beschäftigen, kommen wir an der Frage nicht vorbei: Wie kann Architektur wieder Teil eines lebendigen, gerechten Planeten werden?

Über Jahrtausende war der Mensch eng mit dem Ort verbunden, an dem er gebaut hat. Es wurde mit dem gebaut, was da war – Lehm, Holz, Stein – und es wurde für das Klima, für die Gemeinschaft und mit der Natur gebaut. Das änderte sich drastisch mit der Industrialisierung. Plötzlich war alles möglich und alles verfügbar. Heute leben wir mit einer Architektur des Immer gleichen: Stahl, Beton, Glas. Immer mehr, immer schneller. Dabei verlieren wir nicht nur Orte, sondern auch unser Gefühl für Maß, für Verantwortung, für Beziehung.

Viele der gelesenen Texte setzen genau hier an. Sie zeigen, dass diese Entwicklung keine „natürliche“ Folge von Fortschritt und Entwicklung war, sondern Ergebnis von Ideologien: Wachstum, Kontrolle, Effizienz. Das Traurige ist, dass diese Prinzipien heute auch unser Denken über Raum und Bauen dominieren. Städte werden „optimiert“, Wohnraum standardisiert, Materialien global verschifft, als gäbe es keine Grenzen, keine Geschichte, keine anderen Wesen, mit denen wir uns diesen Ort teilen.

Dem gegenüber stehen Stimmen wie Donna Haraway oder Lynn Margulis, die ein anderes Bild zeichnen: Die Welt als Netzwerk. Nicht in einem technischen Sinn, sondern biologisch, sozial, ökologisch. Leben entsteht durch Verbindung. Auf dem Land wuchs Leben nur, weil sich Pflanzen und Pilze verbündet haben. Ohne diese uralten Partnerschaften gäbe es keine Wälder, keine Böden und keine Nahrung. Auch heute sind es immer noch diese unscheinbare Verbindungen – unterirdische Netze, Mikroorganismen, klimatische Prozesse – die das Leben ermöglichen.

Wenn man das ernst nimmt, wird klar: Auch Architektur muss wieder Teil solcher Netzwerke werden. Sie darf nicht länger als Beherrschung der Umwelt gedacht werden, sondern als Mitgestaltung. Räume müssen atmen, reagieren, wachsen dürfen. Vielleicht muss man Architektur nicht mehr als Objekt denken, sondern als Beziehung zwischen Mensch und Ort, zwischen Materialien und Klima, zwischen Jetzt und Zukunft.

Ein zentraler Gedanke, der sich durch viele Texte zieht, ist das Thema Zeit. Wir leben in einer Gegenwart, die sich selbst genügt – kurzfristige Profite, politische Zyklen, ständige Beschleunigung. Doch viele der größten Herausforderungen – allen voran die Klimakrise – verlangen ein anderes Zeitverständnis. Geologisches Denken in langen Zeiträumen widerspricht der kurzzyklischen Logik heutiger Stadtentwicklung, die sich an Wahlperioden, Investitionsrenditen und Trends orientiert.

Marcia Bjornerud bringt es auf den Punkt, wenn sie unsere Gegenwart als „kleptokratisch“ bezeichnet – eine Zeit, die sich an der Zukunft bereichert, ohne sie mitzuplanen. Für Architektur heißt das: Planen für Generationen. Materialien wählen, die bleiben. Räume schaffen, die sich verändern können. Und vor allem: zuhören, was der Ort braucht.

Ein weiterer Gedanke, der immer wieder aufkommt, ist: Wir sind nicht allein. Der Mensch ist nicht das Zentrum. Ob Pilze, Mikroben, Maschinen oder Tiere – wir sind eingebettet in ein Geflecht von Leben. Wenn man das ernst nimmt, verändert sich alles. Architektur wird dann nicht mehr nur für Menschen gemacht, sondern mit anderen Organismen gedacht. Räume könnten Lebensräume im wörtlichen Sinn sein. Pflanzen, Tiere, Mikroorganismen – sie alle brauchen Orte, an denen sie existieren können.

Rosi Braidotti spricht in diesem Zusammenhang vom „posthumanen Subjekt“, das sich nicht mehr als autonom versteht, sondern als Teil eines dynamischen Geflechts. Ihre Vision ist nicht technikfeindlich, sondern plädiert für neue, ethisch verantwortliche Verbindungen – zwischen Lebewesen, Technologien und Systemen. Genau diese Verbindungen braucht auch die Architektur der Zukunft.

All diese Perspektiven haben mich in meiner eigenen Haltung bestärkt: Architektur muss zurück in die Beziehung. Sie muss wieder zuhören, statt nur zu formen. Wir brauchen nicht mehr Technik, sondern mehr Einfühlungsvermögen. Nicht immer neue Materialien, sondern ein neues Verständnis davon, was sie leisten können – auch ökologisch, sozial, atmosphärisch.

Für mich heißt das konkret: regional denken, wiederverwenden, lokal bauen. Und gleichzeitig die Werkzeuge der Gegenwart nutzen – Wissen, Simulation, Materialforschung – um besser zu verstehen, wie Räume wirklich funktionieren. Architektur kann ein Medium sein, das Beziehungen sichtbar macht. Zwischen Menschen und Landschaft. Zwischen dem, was war, und dem, was möglich ist.

Die Texte zeigen auf unterschiedliche Weise: Es geht nicht darum, alles neu zu erfinden. Es geht darum, wieder in Beziehung zu treten – mit der Erde, mit der Zeit, mit allen Lebewesen. Architektur muss sich aus den Zwängen eines konsum- und kapitalgetriebenen Systems befreien und wieder zu einem Werkzeug werden, das dem Leben dient. Das bedeutet auch: zurück zu klimaangepasstem Bauen, zu regionalen Materialien, zu einer Praxis, die soziale Unterschiede ernst nimmt. Wenn wir diese Haltung mit den heutigen Möglichkeiten verknüpfen, kann Architektur nicht nur nachhaltig, sondern wirklich zukunftsfähig sein – als Teil eines großen, lebendigen Zusammenhangs.